

Nochmals die Frage : überwinterte das Rentier bei uns, oder zog es im Winter mitsamt der Bevölkerung nach Süden ab?

Autor(en): **Bandi, H.-G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della
Società svizzera di preistoria**

Band (Jahr): **35 (1944)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Notons, pour terminer que l'industrie magdalénienne des Douattes contient une proportion notable de microlithes; grattoirs et lamelles sont en tous points comparable à ceux de l'industrie microlithique protohistorique, mais les formes géométriques du type trapèze manquent. Il va sans dire que les deux sortes d'industries séparées par plusieurs millénaires ne sauraient dériver directement l'une de l'autre. Peut-être, faudra-t-il chercher l'origine de la plus récente dans certaines influences tardives qu'on ne peut, pour l'instant, préciser.

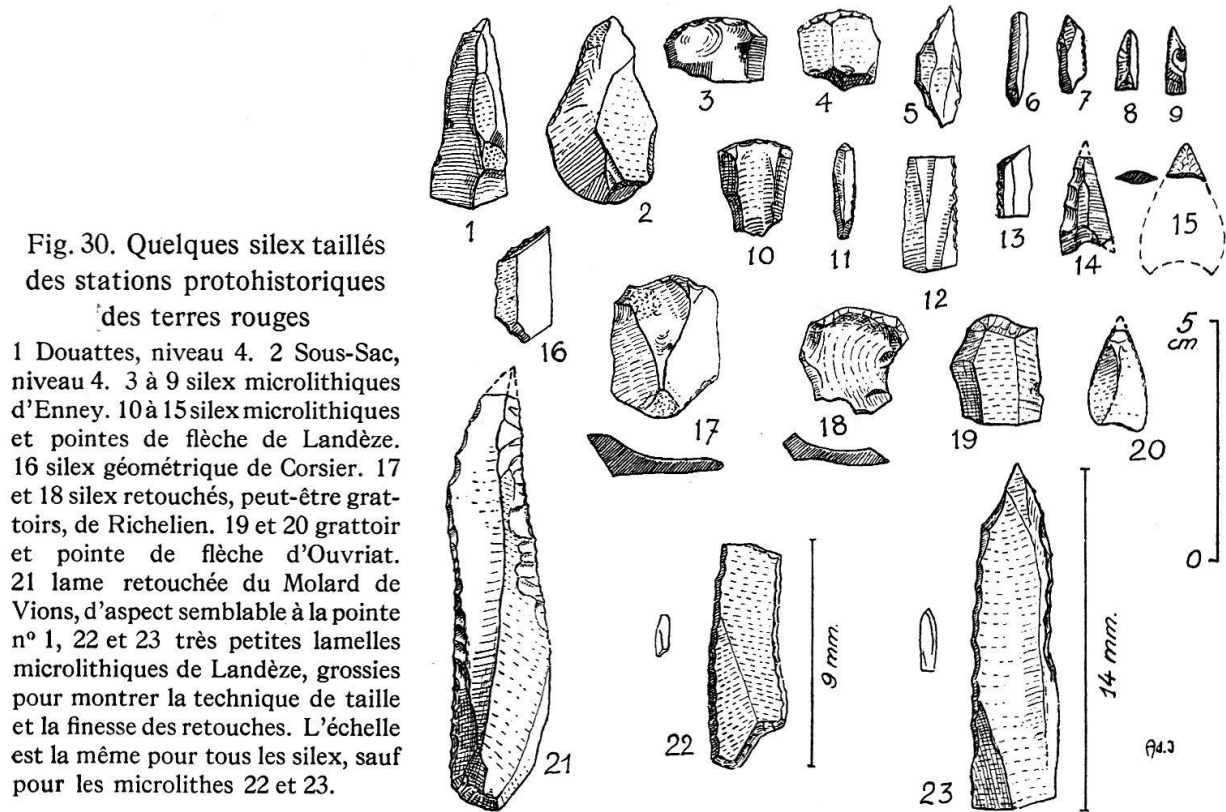


Fig. 30. Quelques silex taillés des stations protohistoriques des terres rouges

1 Douattes, niveau 4. 2 Sous-Sac, niveau 4. 3 à 9 silex microlithiques d'Enney. 10 à 15 silex microlithiques et pointes de flèche de Landèze. 16 silex géométrique de Corsier. 17 et 18 silex retouchés, peut-être grattoirs, de Richelien. 19 et 20 grattoir et pointe de flèche d'Ouvriat. 21 lame retouchée du Molard de Vions, d'aspect semblable à la pointe n° 1, 22 et 23 très petites lamelles microlithiques de Landèze, grossies pour montrer la technique de taille et la finesse des retouches. L'échelle est la même pour tous les silex, sauf pour les microlithes 22 et 23.

Nochmals die Frage: Überwinterte das Rentier bei uns, oder zog es im Winter mitsamt der Bevölkerung nach Süden ab?

Von H.-G. Bandi

Nach der Ansicht H. Obermaiers¹ hielten sich die Rentierherden, welche während des Magdalénien von Südfrankreich kommend bis in den nordwestlichen Teil der heutigen Schweiz und darüber hinaus bis nach Süddeutschland vorstießen, ebenso wie die sie verfolgenden und jagenden Wildbeuter in unserem Gebiete nur während der warmen Jahreszeit auf. Diese Feststellung versucht R. Forrer² mit verschiedenen Einwänden wenigstens teilweise zu widerlegen. Aus dem Fehlen von Stücken französischer Provenienz im Feuersteinmaterial des Keßlerloches, dem Vorhandensein anderer jagdbarer Fauna nach Abwanderung des Rens und dem vermutlichen Zurückbleiben halbdomestizierter, kranker, schwacher oder besonders starker Rentiere zieht er den Schluß:

¹ Obermaier H., Streiflichter in das Leben der späteiszeitlichen Rentierjäger der Urschweiz. 31. JB. SGU., 1939, S. 123 ff.

² Forrer R., Überwinterte das Rentier bei uns oder zog es im Winter mitsamt der Bevölkerung nach Süden ab? 32. JB. SGU., 1940/41, S. 203 ff.

„Darum scheint mir, lassen sich die beiden Auffassungen durchaus verbinden. Wir werden mit Stationen oder Individuen zu rechnen haben, die dem Rentier auf seiner Wanderung nach Frankreich folgten, und solchen, die im Lande an ihrer angestammten Umgebung haften blieben. Für beide war Raum.“ Im folgenden soll deshalb versucht werden, die aufgeworfene Frage nochmals einer genauen und gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Zu dem genannten Zwecke ist es vorerst notwendig, festzustellen, was uns die Ethnologie für Unterlagen zu liefern vermag. Sie zeigt, daß von allen modernen Rentiervölkern einzig die Eskimo weder ganz noch teilweise zur Zähmung und Züchtung des Rentiers übergegangen sind. Trotz ihrer außerordentlichen Abhängigkeit von diesem Tiere, dessen Körper ihnen gleich wie dem Magdalénien-Menschen Nahrung und Werkstoffe für Bekleidung und Ausrüstung liefert, stellen sie ihm nur auf der Jagd nach. Weder versuchen sie, die Fortpflanzung zu regeln, noch sich durch Zähmung geeignete Zug- und Lasttiere zu verschaffen. Die Untersuchungen von J. Gabus bei den Rentiereskimo Kanadas¹ geben uns einen vorzüglichen Einblick in die dortigen Verhältnisse. Die Rentiere beginnen jedes Frühjahr mit der Durchwanderung eines Gebietes, das zwischen der Grenze des „bush“ (58° nördlicher Breite) und dem Polarkreis liegt. Hier finden sie im Sommer überall ungefähr die gleiche Vegetation: Flechten, Moose, Zwergbirken und -Weiden. Die Region des „bush“ wird von ihnen im März-April immer unter Innehaltung einer Dreigliederung (voran die trächtigen Weibchen, dann eine Gruppe von einjährigen Tieren beider Geschlechtes und schließlich die erwachsenen Männchen) verlassen. Durch schwieriges Gelände dringen sie bis in ein im Norden gelegenes Seengebiet vor, wo die Muttertiere werfen. Im Herbst, wenn die Kälber marschfähig geworden sind, beginnt die Rückwanderung. Diese unternehmen Männchen, Weibchen und Jungtiere vermischt in regellosen Gruppen. Wieder im Süden, d. h. im „bush“ angelangt, ist der Kreis ihrer 3000 km langen Wanderung geschlossen. Für Hin- und Rückweg schlagen die Herden gewöhnlich die gleichen Routen ein. Die Gründe für den Wandertrieb des nordamerikanischen Rentiers scheinen nach den Angaben von J. Gabus ungefähr folgende zu sein:

a. im Frühjahr:

1. Mutterinstinkt: Die trächtigen Weibchen wollen ihre Kälber für die Zeit nach der Geburt vor der im „bush“ drohenden Mückenplage bewahren. An den Seen im Norden ist es kühler und die Winde sind dort stärker und regelmäßiger, was die Insekten abhält. Für die Jungtiere ist diese Tatsache geradezu lebenswichtig. Für die übrigen bedeutet sie wenigstens eine Herabminderung ihrer Plagen.

2. Herdentrieb: Er veranlaßt die einzelnen Individuen, sich zu Herden zusammenzuschließen und einem Leittier zu folgen.

3. Sicherung vor den im „bush“ lauenden Feinden, besonders den Wölfen und Vielfraßen.

4. Ein weiterer Anziehungspunkt dürften das Wasser und die Schlamm-bäder in der erwähnten Seengegend sein.

¹ Gabus J., Vie et coutumes des esquimaux caribous. Lausanne 1944.

b. Im Herbst:

1. Nahrungssuche (im Gegensatz zum Frühjahr, wo die Futtersuche keinen Grund zur Abwanderung darstellen kann, da ja nach Abtauen des Schnees die Vegetation vom „bush“ bis zum Polarkreis nicht wesentlich variiert).

2. Aufsuchen von Gebieten, in welchen Kälte, Schneefall, Wind und Stürme nicht derartig heftig sind wie im Norden.

Die Gründe, durch welche die eiszeitlichen Rentiere in Europa veranlaßt wurden, im Frühjahr Nordspanien und Südfrankreich zu verlassen, um sich einerseits in die Nähe der skandinavischen Vereisung, andererseits gegen die alpinen Gletscher zu begeben, müssen ungefähr die gleichen gewesen sein. Daß sie nur periodisch in unser Gebiet vorstießen, belegt H. Obermaier¹ mit folgenden Tatsachen: „Man trifft nämlich im Fundmaterial der Plätze ausgewachsene Fötusreste oder die Knochen ganz junger Tiere, deren Geburtszeit bekanntlich in die Monate April bis Juni fällt. Ebenso eindeutig sprechen auch die Rengeweihfunde für eine ausschließlich sommerliche Jagd- und Wohnsaison. Die erwachsenen männlichen Rentiere tragen im Winter kein Geweih. Da nun an unseren Stationen kräftige, schädelechte Stangen vorliegen, mit den noch anhaftenden Bruchstücken der gewaltsam abgeschlagenen Schädelkapseln, beweist auch dieser Umstand, daß die Tiere zur Sommerzeit erlegt worden sein müssen. . . . Die Schweizer Rentierherden müssen sich beim Herbstzug westwärts hauptsächlich in das mittlere, vielleicht sogar südliche Frankreich gewendet haben. Ebenda warfen die männlichen Tiere, in der Zeit zwischen November und Februar, ihre Stangen ab, waren also geweihlos. Es ist kein Zufall, daß R. de Saint-Périer in den von ihm erforschten Höhlen Südfrankreichs fast nur auf abgestoßene männliche Stangen stieß. Die Tiere weilten in den milderen Pyrenäenvorlanden nur zur Winterszeit, und dem Eiszeitmenschen standen ebenda zur Herstellung seiner Geräte nur frisch abgeworfene Geweihe zur Verfügung, die er im Gelände frei herumliegend aufflas.“ Die Vermutung R. Forrers,² es seien bisweilen kranke oder schwächliche Tiere von der Rückwanderung im Herbst ausgenommen geblieben, ist nicht unwahrscheinlich und steht zu den gemachten Feststellungen nicht im Gegensatz. Immerhin ist zu sagen, daß solche Rentiere wohl bald den Kälteeinbrüchen zum Opfer fielen.

Nachdem wir das Verhalten der Rentierherden erörtert haben, müssen wir untersuchen, in welchem Maße dieses das Leben der eiszeitlichen Jägerbevölkerung beeinflusste, deren Existenzgrundlage das Ren weit mehr als jedes andere Wild bildete. Ein Vergleich mit den Lebensgewohnheiten der Rentiereskimo scheint R. Forrer recht zu geben: die Menschen dieser Binnenlandstämme Kanadas folgten ihrem Jagdwild auf seiner jahreszeitbedingten Süd-Nord- und Nord-Süd-Wanderung nicht, sondern verfolgen die Rentiere nur auf kürzeren Strecken, sobald dieselben im Norden angekommen sind; in der Zwischenzeit, d. h. wenn sich die Herden zum Winteraufenthalt in den Süden verzogen haben, leben sie von Fleischdepots oder von der Jagd auf Klein- und Wasserwild. Hier darf aber nicht übersehen werden, daß die von den Rentieren

¹ L. c., S. 125f.

² L. c., S. 204.

Kanadas in einem Jahr zurückgelegte Strecke rund 3000 km beträgt, während z. B. zwischen Genf und der Dordogne zirka 450 km liegen und sogar bei Berücksichtigung einer maximalen Distanz (vom Fuße der Pyrenäen bis nach Süddeutschland und zurück) es sich höchstens um 2000 km gehandelt hat. Dazu kommt, daß die klimatischen Unterschiede zwischen dem eisnahen Gebiete der Alpen und Südfrankreich unvergleichlich größer gewesen sein dürften als dies heute in Kanada der Fall ist. Der Winteraufenthalt im Süden wird nicht nur dem Tier, sondern auch dem Menschen den Lebenskampf wesentlich erleichtert haben; im Gegensatz dazu wären für den Eskimo die Umweltsbedingungen im „bush“ fast ebenso hart wie weiter im Norden, so daß er es vorzieht, sich für den Winter Nahrungsmitteldepots anzulegen, um die außerordentlich weite und anstrengende Wanderung zu vermeiden. Auch würde er im „bush“ auf seinen Erbfeind, den Indianer, stoßen, von dem er seit je befehdet wird. Die Einheitlichkeit der Magdalénien-Bevölkerung mit Ausnahme der dem Kulturkreis des Capsien angehörenden Anwohner Ostspaniens ließ diesen Hinderungsgrund für die erwähnten Gegenden wahrscheinlich wegfallen. Würden wir trotzdem wie R. Forrer annehmen, daß einzelne Sippen oder Horden in unserem Gebiete verweilten, nachdem die Rentierherden sich zurückgezogen hatten, und sich während des Winters mit „andern Nährtieren“ versorgten, so müßten Magdalénien-Stationen vorliegen, an welchen Tierknochen erhalten sind, solche des Rentiers aber fehlen, oder zumindest prozentual stark zurücktreten. Eine diesbezügliche Feststellung konnte aber bisher nie gemacht werden. Auch das als Argument vorgebrachte Fehlen von Silices französischen Ursprunges (was übrigens petrographisch noch nicht nachgewiesen wurde) ist nicht stichhaltig. Erstens darf man sich den Wechsel vom Winter- zum Sommerrevier nicht als einen einzigen Gewaltmarsch vorstellen; es war ein langsames Weiterrücken in einzelnen Etappen, wobei natürlich das wegen seines Gewichtes nur in beschränktem Umfange mitgenommene Steingeräteinventar nach und nach ergänzt wurde. Zweitens entsprechen die bei uns vorkommenden Silextypen und ihre Herstellungstechnik, ganz abgesehen von allen übrigen Gegenständen, vollständig denjenigen der französischen Fundplätze. Beschränkter Nomadismus oder gar Selbsthaftigkeit hätten aber gewisse Differenzierungen zur Folge haben müssen. Für den von R. Forrer als „gar nicht unwahrscheinlich“ bezeichneten Anfang der Domestikation,¹ welcher dem Menschen die Möglichkeit gegeben hätte, einzelne Tiere während des Winters bei sich zurückzuhalten, besteht im gesamten Magdalénien-Fundmaterial nicht der geringste Beweis. H. Obermaier lehnt diesen Gedanken absolut ab² und weist in diesem Zusammenhang auf die als Opfergaben ins Moor versenkten Rentiere in Meiendorf und Stellmoor bei Hamburg hin, an welchen einwandfrei Tötung durch Pfeilschüsse nachgewiesen werden konnte: „Hätten jene noch hundelosen Wildbeuter der letzten Phasen des Eiszeitalters bereits halbzahme Renherden an ihrer Seite zur Verfügung gehabt, so hätten sie sich nicht derart auf die anstrengende, keineswegs erfolgsgewisse Fernjagd verlegt, sondern zur Deckung ihres Bedarfs für Leben und Kult an ihre Herden gehalten und die Tiere viel einfacher und sicherer etwa mittels eines Keulenschlages auf das Genick getötet.“

¹ L. c., S. 204.

² L. c., S. 127.

Diese kurzen Darlegungen mögen genügen, um zu zeigen, daß wohl der Auffassung H. Obermaiers viel eher als derjenigen R. Forrers Recht gegeben werden muß. Solange das Rentier seine jahreszeitbedingten Wanderungen ausführte, folgte ihm der Mensch. Die Magdalénien-Stationen unseres Gebietes stellen somit sommerliche Siedelungen und Jägerhalte dar. Die gleiche Bevölkerung, welche hierher kam, um den das eisnahe Gebiet aufsuchenden Rentierherden nachzustellen, überwinterte im höhlenreichen Westeuropa. Der Vollständigkeit halber müssen wir aber anschließend noch zwei vorderhand nicht bewiesene Vermutungen zum Ausdruck bringen. Aus der Tatsache, daß der Magdalénienmensch die Rentierherden nicht wie die Nomaden Nordeuropas und Nordasiens als Züchter, sondern als reiner Jäger begleitete, aber auch nicht wie der Eskimo diese Verfolgung nur während bestimmter Perioden, sondern das ganze Jahr hindurch betrieb, ergibt sich logischerweise die Frage, ob die letzten Jungpaläolithiker nicht etwa schon auf einer Übergangsstufe zwischen Jagd und Viehzucht standen und vielleicht in der Lage waren, wenigstens die Herden in die von ihnen gewollte Richtung zu lenken. Dies wäre allerdings bereits der Anfang von Viehzucht, und der Grund, warum diese nicht weiter entwickelt worden ist, müßte im Verschwinden des Rentieres und der Auflösung der jungpaläolithischen Menschenrasse zu suchen sein. Weiter scheint es uns wahrscheinlich, daß in der letzten Phase des Magdalénien eine gewisse Änderung im Verhalten der Rentiere und somit auch in der Lebensweise des Menschen eingetreten ist. Die zunehmende Milderung des Klimas muß schließlich die kälteliebenden Tierarten veranlaßt haben, sich immer mehr gegen die beiden Vereisungszentren in Nordeuropa und den Alpen zurückzuziehen. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Rentierherden unser Gebiet auch im Winter nicht mehr verließen, sondern das ganze Jahr über hier blieben und infolge der für sie immer ungünstiger werdenden Lebensbedingungen und der Jagd des Menschen zahlenmäßig ziemlich rasch zurückgingen. Dies hätte aber bedingt, daß auch der Mensch sich in der kalten Jahreszeit nicht mehr nach Westeuropa zurückzog, sondern während des nun milder gewordenen Winters ebenfalls hier umherstreifte, um für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Sein Nomadismus müßte in diesem Falle verhältnismäßig beschränkt gewesen sein, wenn nicht sogar bis zu einem gewissen Grade Seßhaftigkeit eintrat.¹ Es muß in diesem Zusammenhange untersucht werden, ob bei uns Magdalénien-Stationen, welche an Hand der Typologie der Endphase (M 6) zugewiesen werden können, nicht irgendwelche Hinweise für eine Besiedelung auch während der kalten Jahreszeit zu liefern vermögen. Immerhin ist zu betonen, daß die beiden erwähnten Vermutungen nicht mit den Argumenten R. Forrers übereinstimmen. Während er von einem Anfang der Domestikation spricht, welcher dem Menschen ermöglicht hätte, Tiere für seinen Bedarf im Winter zurückzubehalten, denken wir höchstens an die Möglichkeit unmerklicher Lenkung ganzer Herden, von welcher das einzelne Tier überhaupt nichts gespürt hätte. In bezug auf die Seßhaftigkeit sind wir nicht etwa der Ansicht, daß diese unabhängig von den Rentierherden, sondern nur im Zusammenhang mit ihrem Verhalten eingetreten sein kann.

¹ Darauf würden auch die schon verschiedentlich bei uns in Magdalénien-Stationen gefundenen, aber immer wieder aus der Fundsicht hinausgedeuteten Keramikreste sprechen, was Th. Ischer schon im 22. JB. SGU., 1930, 14, erwähnt. Es ist zu wünschen, daß bei künftigen Ausgrabungen ihrem Vorkommen vermehrte Beachtung geschenkt wird.

Für beide Vermutungen, ganz besonders für die zweite, besteht zudem die Einschränkung, daß sie nur für die allerletzte Phase der endeiszeitlichen Magdalénien-Kultur Geltung haben könnten.

Essai sur l'histoire de la perle à ailette

Par Marc R. Sauter

Monsieur Ischer, dans son ouvrage sur les palafittes du lac de Bienne, reproduit un objet unique en Suisse, à ma connaissance, et qui m'a paru mériter quelques commentaires. C'est une perle „à ailette“ en pierre, trouvée dans la station néolithique de Mörigen¹ (fig. 31). Voici ce qu'en dit M. Ischer:² „On trouve parmi les ornements un type de perle très intéressant sous la forme d'une perle à ailette. D'après Déchelette³ elle est assez fréquente dans les stations néolithiques du sud de la France, tandis qu'elle manque dans le reste de la France et apparaît exceptionnellement dans le palafitte du Lac de Chalain⁴ au pied du Jura français. Chez nous, au lac de Bienne, elle n'a jusqu'à présent été trouvée que dans la station néolithique de Möringen. A considérer la rareté extraordinaire de cette forme de perle dans nos lacs suisses il nous faut nous demander si nous ne devons pas penser à des relations commerciales.“

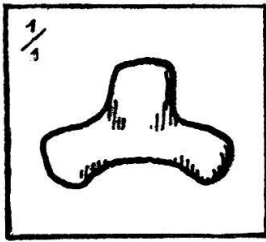


Fig. 31
Station néolithique
lacustre de Mörigen
(Lac de Bienne
Suisse)

Désireux de chercher plus loin encore, je me permets de reprendre cette petite question de la perle à ailette, certain qu'elle peut apporter une modeste mais intéressante contribution à notre connaissance de la préhistoire européenne.

Origine et signification

La première interrogation qui s'élève au sujet de ce type d'ornement est celle qui se rapporte à son origine et à sa signification. Sans vouloir prétendre y répondre définitivement, je voudrais signaler quelques documents suggestifs.

C'est d'abord un ensemble d'objets provenant de l'Aurignacien de Moravie, si riche en œuvres ornementales. M. K. Absolon a publié en 1939⁵ des éléments de collier de Vistonice (ou Pekarna?, le texte manque de clarté) où l'on pourrait, sans avoir à faire un trop gros effort d'imagination, reconnaître le prototype de notre perle à ailette (fig. 32 a). Certes les appendices latéraux sont plus arrondis et importants que sur la perle de Möringen, mais on verra que les perles à ailettes néolithiques présentent une série de variétés où les „perles“ paléolithiques de Moravie pourraient entrer. La différence gît surtout dans le mode de suspension: tandis que le fil du collier passe horizontalement à travers l'appendice supérieur des perles néolithiques, les perles de Vistonice

¹ Ischer, 1928, fig. 77, p. 89.

² Id., p. 91.

³ Déchelette, Manuel... I, p. 571—573.

⁴ C'est en réalité la station du lac de Clairvaux.

⁵ Absolon, 1939, p. 469.